

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 14. Mai 1909. (Zweiter Theil.)

Nummer 8.

Im Lenz.

Der Lenz zieht in die Lande
Mit Duft und Glanz und Herrlichkeit,
Nun schüttele ab die Bande
Der trüben Winterzeit.
Die Knospe schwillt, die Erde glüht,
Und broden hoch die Lerche zieht.

Horch, wie so hell sie trillert
Im sonnenlichten Aetherraum,
Schau, wie golden schillert
Das junge Laub am Baum;
Und wie so hold im Morgentau
Schneeglöcklein blüh'n und Weichseln
blau.

Indische Fürsten.

Im ganzen indischen Reich gährt es unter dem Volke. Bald kommt es in Bengalen, bald in Bombay oder sonst irgendwo zum offenen Aufbruch, und die Herren von Indien, die Engländer, haben alle Hände voll zu thun, um ihre Herrschaft, ja ihr Leben gegen die Aufwiegler zu schützen.

Werkwürdiger Weise ist die Säkularisierung, die seitlich an jene vor dem großen Epochenstand vor gerade einem halben Jahrhundert erinnert, hauptsächlich in den von den Engländern verwalteten Provinzen bemerkbar. Die Unterthanen der Maharajas und Rajas, Nizams und Nabobs verhalten sich auffällig ruhig und aus den wenigsten Eingeborenenstaaten sind bis jetzt Aufstände gemeldet worden. Fühlen sich Hindus und Mohammedaner unter dem patriarchalischen Regiment ihrer Fürsten vielleicht wohler und zufriedener, als unter den englischen Gouverneuren? Werden sie von den ersteren weniger geschöpft als unter den letzteren? Oder ist es der Einfluss der Fürsten, der sich bei ihren Unterthanen zu Gunsten der Engländer, zur Erhaltung von Ruhe und Frieden äußert? Wenn die geheimen Organisationen der Aufständischen auch die Eingeborenenstaaten umfassen, warum beistimmen sie nicht die mächtigen Maharajas daran? Warum stellen sie sich nicht selbst an die Spitze?

England ist ja noch keineswegs Herr über das ganze Indien. Freilich, seit es von der ostindischen Kompanie die Souveränitätsrechte übernahm, hat sich das unter englischer Verwaltung stehende Landgebiet so bedeutlich vermehrt, daß die Eingeborenenfürsten auf ihren Thronen sich nicht mehr ganz ruhig fühlen. Wer weiß, wann die Reihe an diesen oder jenen kommt? Sie brauchen sich nur ein bißchen ungefüßig zu zeigen, flugs sind die Engländer da, setzen sie ab und lassen einen blutigen Epochenstand der Dynastie den Thron besetzen, dem in der Kadettenkademie von Meerut die Unterwürfigkeit unter den Roburgen Großmogul, den König von England, eingetrichtert worden ist, alle Stunden ein Schlüssel voll. Die Kadettenkademie hat unter den indischen Kronprinzen wahre Wunder gewirkt. Sie lernen dort englische Sprache und englisches Wesen, werden von englischen Offizieren im Militärdienst gedrillt und derselbe Hauptmann, dem ein solches Prinzelein als Kadett parieren muß, wird vielleicht als Major zum Residenten Englands gerade in jenem Staat ernannt, den der junge Fürst später zu regieren hat. So parirt er denn auch als Souverän weiter. Er hat in den Soldatenlagern und auf dem Exercierplatz die englische Macht kennen gelernt, ohne zu verstehen, daß sie ein bißchen auf thronernen Füßen steht, und thut in seinem Staate das, was ihm seit einstiger Kommandant und jetziger Resident zu thun empfiehlt. Nach dieser Militärschule werden immer mehr in diese Provinzen geschickt, immer tiefer durchdringt englisches Wesen die Herrscher der Eingeborenenstaaten, und bald, vielleicht schon in der nächsten Generation, wird der letzte Maharaja altindischer Art verschwunden sein.

Um diese Prinzen und Fürsten noch mehr zu fördern, werden die bravsten und folgsamsten unter ihnen vom englischen Kaiser des hindostanischen Reiches Orden und Titel verliehen. Sie sind ja doch orientalische Fürsten mit allen Schwächen des Orients, und zu diesen gehört in erster Linie die Eitelkeit. Was muß es so einem Raja für Spaß machen, zum Großraja erhoben zu werden und einen silbernen Stern an seiner Brust funkeln zu sehen! Keine seiner millionenreichen Halsketten aus Diamanten und Perlen, keine Turbanaaraffe aus narkurhenen Saphiren ist ihm so werthvoll als das silberne Dingelchen auf seinem Kragen. All seine Souveränität gilt ihm nicht so viel, als wenn er hinter seinem gewöhnlich seitenlangen Namen auch noch die Buchstaben R. E. S. J.

oder G. C. J. E. prangen sieht! Das bedeutet Knight Commander Star of India (Komthur des Ordens vom Stern Indiens) oder Grand Cross of Indian Empire (Großkreuz des Ordens des Indischen Reiches). Seinen Fürstentitel hat er von einer Reihe Vorfahren erhalten, die durch ein halbes Hundert oder mehr Generationen zurückreichen ins graueste Alterthum. Er ist vielleicht der Repräsentant einer der ältesten Dynastien der Erde, es macht ihn aber noch viel stolzer, wenn ihn der König von England zu seinem Ehren-Adjutanten ernannt. Da ist beispielsweise der Maharaja von Kutch Behar, der schon ganz europäisiert ist. Ich traf ihn zuerst bei einem Hofball im vizeköniglichen Schloß von Kalkutta, einem der glänzendsten Hoffeste, dem ich je beigewohnt habe. Damals war noch Lord Curzon Vizekönig, und Lady Curzon, Tochter des Getreidehändlers Leiter aus Chicago, Vizekönigin, höher im Range als alle die Königinnen und Fürstinnen Indiens aus den uraltesten Geschlechtern. Ich hoffte dort, am Hofe des Regierers von 300 Millionen Menschen eine Menge indischer Fürsten zu treffen, die sich in der vizeköniglichen Herrlichkeit sonnen. Denn er ist wirklich ein großer Herr, der Vizekönig von Indien. Stolz sagte er einmal: „Der Kaiser von China und ich, wir beide regieren über die Hälfte aller Bewohner der Erde.“

Als ich, selbst in Uniform, die breiten Treppen emporstieg, besah ich kolossale Indier in rother, goldverbrämter Piroe, da hoffte ich oben im Prunksaal ein Bild von orientalischer Pracht zu finden, wie es Scheherazade in Tausend und einer Nacht schildert, nichts als bunte Kaffee- und blühende Pflanzensorten, Diamanten und Juwelen, als würde Arabien Wunderlampe den Saal durchleuchten. Eben als ich die englischen Adjutanten des Vizekönigs mit einem Stolz empfing, als wären alle Nichtengländer nur Menschen zweiter Klasse, begann die Musik zu spielen. Es war „Drephus in der Unterwelt“. Ich trat ein und war grausam enttäuscht, denn der ganze Saal war von Engländern gefüllt, englische Beamte und Offiziere mit ihren Damen, gerade so, als wären sie in Coventgarden die Oper besuchen, kein einziger Indier, als fände das Fest nicht im indischen Reich, in Kalkutta statt, sondern irgendwo zwischen Pallmall und Piccadilly in London.

Am jenseitigen Saalende befand sich eine Estrade und diese war ausschließlich für das vizekönigliche Paar, die Stabsoffiziere und höheren englischen Beamten reserviert. Wer von Honorarjunkern fremder Mächte oder angesehenen Nichtengländern auf die Estrade wollte, wurde von den blutigen Adjutanten kurz abgewiesen. Als ich die Vizekönigin begrüßte, mir noch als Miß Leiter von Chicago aus betannt, drückte ich ihr meine Enttäuschung aus, keinen indischen Fürsten unter ihren Gästen zu sehen. Wo sollte ich sie finden, wenn nicht am Hofe des indischen Vizekönigs? „Nun, hier haben Sie gleich einen Maharaja“, antwortete sie, und rief mit ihrem Köcher einen Herrn herbei, der in Frack und Lackstiefeln, ein breiter Ordensband auf der Brust, in der Nähe stand. In Gesicht und Wesen war er gar nicht verschieden von den andern, nur erschien er mehr von der Sonne verbrannt. Lady Curzon stellte uns vor. Zuerst mein Name, dann der seine: „Maharaja von Kutch Behar.“ Wir verbeugten uns, und er sprach sofort in reinem Englisch von London und den Wirtinnen von Ascot, Oper und Konzerten! Und das war einer der angesehenen (Eingeborenen-)Fürsten, stolzer als schwarzer Frack und weißen Schlips als auf sein indisches Prunkgewand, stolzer auf seine Würde als englischer Adjutant, denn als Souverän eines indischen Staates!

So gibt es eine ganze Reihe den Engländern gefügiger Fürsten, auf die England unbedingt zählen kann, schon weil es England verstanden hat, ihnen seine Macht fühlen zu lassen oder ihnen kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Da gab es Anfangs des vorigen Jahrhunderts einen rechten Karneval unter ihnen, den Maharaja von Kapurthala, der England spinnefein war, eine unangenehme Sache, denn der Staat Kapurthala liegt ganz nahe bei Lahore, und der Maharaja erfreute sich ungeheuren Reichthums. Seine Privatlandereien von mehreren tausend Quadratmeilen waren viel größer als sein Königreich. Wirklich schlug er sich beim nächsten Aufstand zu den Engländern; aber den Engländern gelang es, der Revolte Herr zu werden, der Maharaja wurde entthront und sein Reich in das englische

Gebiet einverleibt. Das war eine tüchtige Lehre für den Fürsten, und als bald darauf ein anderer Aufstand ausbrach, war er gezähmt. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer. So stellte er die Truppen, die er auf seinen Privatlandereien unterhielt, den Engländern zur Verfügung und führte sich so brav auf, daß nach Friedensschluß diese Privatlandereien wieder zum unabhängigen Königreich mit ihm als Maharaja erhoben wurden. Bei einer späteren Gelegenheit leistete er nochmals vortreffliche Dienste und erhielt auch seinen früheren Staat als Privatbesitz zurück. Der heutige Maharaja, sein Nachkomme, ist also Fürst seines Privatbesitzes und Privatbesitzer seines Fürstentums! Er ist vollkommen europäisiert, spricht englisch und französisch vollkommen und sein Millionen-Einkommen gestattet es ihm, abwechselnd in Kapurthala, London und Paris zu leben. Er hat kürzlich zu seinen vielen anderen Frauen noch eine wunderhübsche Spanierin geheiratet und ist in der Pariser Gesellschaft als vollendeter Gentleman sehr beliebt. Seine Vielweiberei ist Privatfache.

Andere Rajas, die noch in altindischen Vorstellungen stehen und die Unterwürfigkeit gegen England nicht so bequem eingetrichtert bekommen konnten, wurden mit großen Titeln geziert. Nicht weniger als acht indische Fürsten mohammedanischen Glaubens führen den Titel Sultan; der Hindu Maharaja von Travancore, des südlichsten Eingeborenenstaates von Indien, bekam, weil er so brav ist, den Titel Schahschah Dschang, d. h. „Schwert des Kaisers“, und die Maharaja von Daria und von Dholpur wurden zu Lokendra erhoben, d. h. „Beschützer des Weltalls“. Einer der begabtesten Titel, besonders bei den Dandefürsten, aber auch bei eingeborenen Beamten, ist Bahadur, d. h. der Tapfere oder Siegreiche, und wohl ein Drittel aller Fürsten Indiens führen ihn. Dagegen ist der Titel Samwadschi nur auf einzelne Fürsten von Rajputana, d. h. „Land der Königsöhne“, beschränkt. Samwadschi heißt etwa: „um ein Viertel besser als die anderen Erbenbesitzer“.

Nur ein Titel ist den indischen Fürsten verweigert, die Majestät. Maharaja heißt zu deutsch „Groß-König“, Rajah, Rana oder Rao ist gleichbedeutend mit König, und doch müssen sich alle mit dem Hoheitsittel Legation. Selbst der Nizam von Hyderabad, der Herr über ein so großes Reich, bleibt für die Engländer nur Hoheit. Auch in den göttlichen Nimbus, der in früheren Zeiten den Rajatitel umgab, haben die Engländer in kluger Weise Bescheid gehalten. Früher besaßen nur souveräne Herren diesen Titel. Seit der englischen Herrschaft sind sie auch reichen Grundbesitzern, Staatsmännern, die sich dem englischen Korporationsrecht willfährig zeigen, sogar reichen Großkaufleuten verliehen worden, und das „Goldene Buch von Indien“, eine Art indischer Hofstatuten, entfällt Hunderte von solchen neugeborenen Maharajas und Rajas, die man bei uns einfach zu Geheimen und nicht Geheimen Kommerzienräthen gemacht hätte. Nur werden sie natürlich nicht als Hoheiten angerechnet.

Wie die einheimischen Landesherren auf solche Art viel an ihrem Ansehen und ihrer Macht bei den eigenen Unterthanen einbüßen mußten, so wurde sie ihnen durch die Engländer noch weiter beschnitten. Kein Fürst kann heute den Thron bestiegen, ohne daß England seine Einwilligung dazu gibt, und bei dem pompheftigen Ceremoniell zu Gevatter steht. Dadurch ist der Glaube an die in Wirklichkeit thronerne Macht der Engländer bei den Bewohnern Hindostans gewaltig gestiegen und erst in neuester Zeit, Dank der Aufklärung, die immer weiter um sich greift, kommen sie zum Bewußtsein der Macht, die in ihnen selbst liegt.

Auch in anderer Weise ist die Macht der Fürsten beschnitten worden. Wer die Karte von Indien betrachtet, wird finden, daß die Eingeborenenstaaten vom Meer vollkommen abgeschnitten sind. Weder Hyderabad, noch Mysore, noch Baroda besitzen einen Hafen, geschweige denn das eigentlich indische Hindostan, Rajputana. Wohin sich die Fürsten wenden, immer müssen sie durch englisches Gebiet, um herauszukommen. Nur die Fürstenthümer Travancore und Cochin im südlichen Indien liegen an der Malabarküste, sind doch aber an der Landseite abgeschnitten.

So hat England all die sogenannten Souveräne Indiens unter seinem Daumen. Könnten sie sich vereinigen, sie würden eine formidable Macht mit Hunderttausenden von europäisch geschulten Truppen bilden, denn jeder

einzelne Staat hat seine Armee. Hyderabad hat deren an 40,000 Mann, Mysore 25,000, Baroda 20,000 und so fort, bis zu den winzigsten, die nur ein halbes Duzend Soldaten besitzen. Aber diese Einigung ist unmöglich. Die großen Fürsten der Rajputen (zu deutsch Königsöhne) in Udaipur, Jodhpur, Jajpur, Alwar u. s. w. bündeln sich als viel zu hoch stehend, um mit den neuen Dynastien in Verkehr zu treten. Die Rajputen hassen die Mahattas, beide die Dschattien, alle drei die Tamilen, alle vier die Bangalen, und alle fünf hassen sich untereinander. So sind auch die Völler Indiens durch Rassenverschiedenheiten untereinander gespalten. Dazu tritt noch die Hauptscheidung nach Religionen.

Von dem ganzen indischen Reich sieht noch weit mehr als die Hälfte, in Ausdehnung drei Deutsche Reiche umfassend, unter der Herrschaft der eingeborenen Fürsten, mit einem Viertel der Gesamtbevölkerung, also gegen 63 Millionen. Aber sie sind in Hinbus und Mohammedaner gespalten, und diese sind scharf voneinander getrennt, ja sie stehen sich häufig feindselig gegenüber, ob Fürsten, ob Volk. Ihre Religion einigt die Hinduisten, der Islam die mohammedanischen Fürsten, aber sie sind dafür räumlich voneinander getrennt, und der Hinduistat Travancore liegt beispielsweise ein paar tausend Meilen von Bikanir. So bald sich eine Bewegung unter den Hinduistatvornehmern zeigt, neigt sich England mit seiner Macht den mohammedanischen Souveränen zu, und umgekehrt. Dabei läßt es allzu eifrige Beziehungen unter den Fürsten gar nicht aufkommen.

Wie viele Eingeborenenstaaten Indien zählt? Ueber Acht-hundert! Alle stehen unter eigenen Ministerien, haben ihre eigenen Finanzen, ihr Post- und Steuerwesen, ihre eigenen Armeen, und nur die auswärtigen Angelegenheiten werden, wie eingangs erwähnt, von England besorgt. Dafür muß jeder einzelne Staat ein bestimmtes Truppenkontingent stellen und Tribut in barem Gelde leisten.

E. von Hesse-Wartegg.

Der Rettungsanker.

Novellette von B. R. u. d.

Der Hut des jungen Mädchens mit den zerfurchten Rosen hatte einen leicht beweglichen Rand, und die niedliche Rose redete sich ein klein wenig in die Höhe. Zwischen diesen Winkeln schauten ein paar große, klare Augen andächtig auf das Buch, das die Maid in der Hand hatte.

Ihr Gegenüber, der vierundzwanzigjährige Georg Mostyn, ein angelegentlich Weiberfreund, blätterte in einer Zeitschrift und warf ab und zu einen klügeligen Blick auf seine Mitlesende. Welch reizendes Gesicht und welche vernünftige, nettes Kostüm — nichts von den Falbelen und Spitzen und all dem modernen Kram, einfacher, grauer Stoff und ein kleines Krägelschen um den Hals. Das einzige Farbrige an dem ganzen Anzuge waren die Rosen auf dem Hut, und die pflückten zu der frischen Gesichtsfarbe.

Wie wohl ihre Stimme klingen mochte? Gewiß weich und tief. Nun waren sie schon zwei Stunden zusammen gefahren und hatten sich nicht um einander gekümmert. Ob er ihr wohl seine Zeitschrift anbieten könnte? Nein, ihr Buch schien sie sehr zu interessieren, er durfte sie gewiß nicht föhren.

Weder flogen sie fünf Minuten weiter zwischen grünen Wiesen und weißblühenden Bäumen, ohne daß ihm etwas Passendes zur Eröffnung der Unterhaltung eingefallen wäre. Wöglich nahm er zu einer etwas banaleren Frage seine Zuflucht: „Wäre es Ihnen annehmend, wenn wir das Fenster öffnen?“

Sie fuhr erschrocken auf, hob die Augen, senkte sie aber sofort wieder auf ihr Buch und sagte: „Nein, bitte.“ „Es zieht Ihnen doch nicht?“ legte Mostyn das geistreiche Thema fort und bemühte sich, über seine Verlegenheit Herr zu werden. „Es scheint etwas windig zu sein.“

„Nein, danke“, kam es lauter über ihre Lippen, während auf ihrem Gesicht mit einem tiefen Roth sich eine ebenso tiefe Zurückhaltung hffenbarte. Ihr Begleiter fühlte bei dieser bitteren Abweisung, daß ihm das Blut gleichfalls ins Gesicht stieg. Vermuthlich war ihr anergogen worden, sich mit Niemand in ein Gespräch einzulassen, der ihr nicht vorgestellt worden. Zudem schien sie sehr schüchtern zu sein. Unterem nicht neugierig gesinnten Georg gefiel das Mädchen gerade um der Schüchternheit willen. Er mochte die „wichtigen, organellen, emanzipierten“ Damen, die mit seinen Schwefelstein vertehrten, nicht. Glücklicherweise

würde er bei seiner Cousine Hanna, die er jzt besuchen wollte, derartige Weiblichkeiten nicht finden. Aber ein Mädchen wie dieses hier —

Wie mochte das Mädchen heißen? Mit der Stimme hatte er recht geahrt, gewiß besah sie auch einen schönen Namen, vielleicht Rosa oder Grifa? Ob sie singen konnte? Dann gewiß Romanzen oder Balladen, sicher keine Operettenstücke. Wie alt mochte sie sein? Sie sah aus wie eine Achtzehnjährige. Ob sie wohl ahnte, wie entzückend sie war? Und wohin mochte sie reisen?

Aber wozu alle diese Fragen? Er würde doch nie Antwort darauf bekommen. Der Gedanke machte ihn ordentlich wild.

Warum hatte ihn das Schicksal mit diesem Mädchen zusammengebracht, das ihn interessierte, wenn es ihm nicht die Gelegenheit gab, sich ihm in guter Art zu nähern? In diesem Wagen ging es doch nicht. Wenn sie noch Schiffbruch zusammen erlitten, auf eine einsame Insel zusammen verschlagen worden wären, da hätte die kleine in Grau wohl nicht erst auf eine Vorstellung gewartet. Auf einer wüsten Insel hätte sie mit ihm sprechen müssen. Oder vielleicht auf einem Ball. Aber hier —

Er verlor alle Hoffnung. Anreden konnte er sie nicht mehr, und bald würde er sie ganz aus dem Gesicht verlieren, denn an der nächsten Station, in einer Viertelstunde, stieg er aus, und sie fuhr wohl weiter.

Nein! Jetzt schloß sie ihr Buch und steckte es in die Ledertasche, die neben ihr auf dem Vofster lag. Nicht einmal der Vorzug, sie ihr aus dem Neß heranzuholen zu können, war ihm vergönnt.

Das junge Mädchen stand auf, glättete den grauen Rock und bog den niedlichen Kopf aus dem Fenster. Da erregte sich, was Georg Mostyn einen Gluckfall nannte.

Draußen ging ein starker Wind, nur eine warme, würzige Sommerbrise. Sie ließ die grünen Zweige der Bäume hin- und herschwanzen und bestreute die Landschaft mit Hagelornblüthen. Sie rief aber auch mit tüchtlichem Griff dem kleinen Fräulein, das sich aus dem Fenster lehnte, den leichten, rosengeblümten Hut vom Kopfe und wirbelte ihn weit fort, wie ein weiches Blatt.

„Oh, oh!“ rief das Mädchen und griff sich in die Haare, die sich muthwillig kräuselten. Eine der rosenblühigen Hutnadeln hatte sich in den Locken verfangen, die anderen waren mit dem blumengeschmückten Ausreißer weggerissen.

„Ach, Gott, mein Hut!“

„Verzeihen Sie, aber es thut mir aufrichtig leid“, log Mostyn. „Welch unglücklicher Zufall!“

„Ja, was soll ich nun thun?“ fragte sie „ausgesprochen in großer Roth.“

Warum, ach, warum durfte er ihr nicht sagen: „Seinen Sie unbesorgt, in der nächsten Stadt kaufe ich Ihnen sechs der schönsten Hüte, die sich auf-treiben lassen.“ Statt dessen durfte er nur theilnehmend fragen: „Könnten Sie sich nicht einen anderen Hut kaufen?“

„Nein, ich bin ja gleich an Ort und Stelle.“ Ihre Stimme ging ihm zu Herzen, und die orphen klaren Augen standen voll Thränen. „An der nächsten Station muß ich aussteigen, da werde ich abgeholt.“

„Ach“, rief sie in ausbrechendem Kummer, „ich ging so ungenug von Mama fort! Beim Umsteigen habe ich schon meinen neuen Regenkleid hingelassen, und nun kommt noch dies Unglück!“

In ihrer Aufregung schien sie ganz vergessen zu haben, daß der Fremde ihr nicht vorgestellt war, und er seinerseits dachte nicht mehr daran, ihr Mißgeschick als ein Glück zu betrachten. Er schickte sich, wie diesmal war es ganz aufrichtig gemeint, als er mittheilend sagte: „Es thut mir herzlich leid. Aber, meinen Sie, die Herrschaften, zu denen Sie gehen, würden sich viel daraus machen, wenn Sie — ohne Hut ankämen?“

„Ach sollte es denken“, gab sie tröstlos zurück.

„Ein Unglück kann doch Jedem passieren.“ Er suchte verzweifelt nach Trostgründen, denn ihr Anblick ängstigte ihn ordentlich. „Erklären Sie ihnen einfach, wie es kam.“

„Ach, Gott, Sie wissen nicht — Ich habe sie noch nie gesehen. Meine Pathin verlangte, mich kennen zu lernen; es hängt so viel davon ab, daß sie uns dann vielleicht hilft, meinen Bruder finden zu lassen. Mama sagt, der erste Eindruck ist so wichtig. Darum habe ich ja meinen Sonntagshut mit dem Rosen aufgesetzt, anstatt den einfachen Strohhut. Mama meint auch, die Pathin wäre so eigen, so streng und so gelebt. Was soll sie von mir denken, wenn sie mich ohne Hut sieht, und der Wind weht mir die Haare immer so durcheinander, daß mein Kopf

ausieht wie ein Spinnennetz. Er sieht schon wieder so aus, das weiß ich.“

„Nein, wirklich nicht“, sagte er ernsthaft. „Ganz nett und ordentlich, wahrhaftig. Haben Sie denn nicht vielleicht —“ seine Kenntniß weiblicher Garderobe war sehr unklar — „vielleicht eine Reisetasche in Ihrer Tasche da? Gewöhnlich —“

„Eine Tasche? Nein, ich habe nur einen Gartenhut in meinem Koffer, und der ist vorausgeschickt worden. Ach, ich werde wie eine Wilde dort ankommen!“

„Zu mehr überzeugt sich Georg Mostyn davon, daß diese junge Dame die einzige für ihn passende sei.“

Aber wie sollte er ihr aus der Verlegenheit helfen? Wöglich schon ihm eine Lösung durch den Kopf.

„Ach hab's!“ rief er mit strahlendem Gesicht. „Jetzt weiß ich, was wir thun. Dann brauchen Sie nicht wie eine Wilde vor Ihrer Pathin zu erscheinen. Ich liebe Ihnen meinen Hut!“

Er nahm ihn aus dem Neß oben — ein einfacher Strohhut, Matrosenform mit schwarzem Bande — und reichte ihn dem Mädchen, das ihn mit tauschend betrachtete.

„Ein Herrenhut!“

„Oh“, verteidigte er seine Idee, „eine Menge Damen tragen jetzt solche Hüte und sehen prächtig darin aus, das weiß ich. Aber Ihnen wird er gut stehen. Versuchen Sie nur.“

Sie that es. Er sah sie ausgezeichnet auf die braunen Locken, es kam ihm fogar vor, als schaue ihr Gesicht noch lieblicher darunter hervor, als unter den rothen Rosen.

„Vielleicht wäre es nicht so schlimm“, meinte sie unsicher, und versuchte, sich in dem Glaskabinen über ihrem Platz zu spiegeln. „Er sieht gar nicht sonderbar aus. Ich danke Ihnen tausendmal“, sagte sie mit schüchternem Herzlichkeit, „was hätte ich ohne Sie angefangen? Aber nun brauche ich Sie Ihres Hutles!“

„Daran liegt mir gar nichts. Ich besuche ja heute Ihre Pathin, gehe nur für eine Woche zu einer Cousine, einem ungemüthlichen alten Menschenkinde. Ich wollte, Sie kennen sie. Und den Hut — hätte ich doch dem ersten Landstreicher, der mich angebetelt, gekent!“

„Aber ich muß ihn doch zurück-schicken.“

„Für diesen Fall hier meine Karte. Machen Sie sich keine Mühe mit dem Hut“, sagte er eilig, „wenn Sie mir nur eine Zeile schreiben wollten, was Ihre Pathin darüber gesagt hat —“

„Ja“, sagte sie, „ich danke Ihnen ja nicht dankbar genug sein.“

„Sprechen Sie nicht von Dank! Ich war ja so glücklich, daß etwas passirte, wodurch — Leben Sie wohl!“

Er schickte ihre Hand und fuhr fort: „Hoffentlich ist die Pathin kein böser Drache, und — und — wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen?“ endete er mit einem verzweifelten Entschluß.

„Rosa —“ Die Fortsetzung ging in dem lauten Beifern der Lokomotive unter, und einen Moment später fuhr der Zug in die Bahnhofshalle ein.

Er half ihr beim Aussteigen und trat dann beschiden zurück.

Rosa! Hatte er nicht geahnt, daß sie Rosa hieß?

„Sieh da, Georg! —“ Eine bestimmte Stimme rief ihn aus seinen Betrachtungen. „Nun, alter Junge, wie geht's?“

Seine Cousine Hanna mit dem sieben rutzigen Gesicht und den grauen Haaren unter dem Gartenhut sah ihn herzlich an und schüttelte ihm beide Hände.

„Ach komme persönlich, Dich abzuholen, weil noch ein anderer Besuch mit demselben Zuge eintrifft, eine Art Patenochter. Ich weiß, Du magst die Mädchen nicht, aber diese soll ein schüchternes Wesen sein. Ach, das ist sie wohl, da drüben das graue Mäuschen mit dem netten Strohhut.“

Georg Mostyn that innerlich einer alten Dame, der er vor einer halben Stunde bitter unrecht gethan, demüthig Abbitte. Das Schicksal war doch nicht so unrecht, wie er geglaubt.

Als er der verwirrten Rosa in den Wagen geholfen, an die Seite ihrer freundlich lächelnden Pathin und selbst gegenüber auf dem Rückflüß Ploß nahm, gab er sogar zu, daß Schicksal habe seine Sache überraschend gut gemacht.

Dann gab er eine ausnehmende Antwort auf die Frage seiner Cousine: „Wie lange gehörst Du denn zu dem Verein der Hutlosen?“

Damit schließt Georg Mostyns Bestimmung, was nicht ganz und gar alltäglich ist. Was noch kommt, eine strahlende Juni noch in einem reizenden Landhause, eine ungewöhnlich nette Wirthin, glühende Rosen und blasser Mondenschein, auch was notwendig daraus folgen mußte, das ist nur für die dabei Beteiligenden interessant.